

Auf schiefer Bahn.

Sticze von Paul Blif.

Es war eine schöne Sommernacht. Zwei Uhr mochte es wohl gewesen sein.

Ein Freund, ein bekannter Porträtmaler, feierte seinen Geburtstag und hatte sich einige Bekannte zur Waise geladen.

Ich war froh, daheim und all den neugierigen Blicken entkommen zu sein.

An Schlafen war nicht mehr zu denken. Ich zog mich also um, legte mich auf die Chaiselongue.

Ungewöhnlich eine halbe Stunde mochte ich verbracht sein, als ich plötzlich Schritte vernahm im Riech meines Vorgartens.

Ich greife zu meinem Revolver, plötzlich aber sehe ich über mich zum Fenster herein ein Paar Beine baumeln.

Das kam mir so überraschend und dermaßen komisch vor, daß ich auch mit lächeln, ebenfalls „Guten Morgen!“ sagte und ihn losließ.

Sofort erhob er sich und sagte lächelnd: „Na, Sie sind doch wenigstens mal ein vernünftiger Mensch, immer leben und leben lassen — ein anderer hätte mich vielleicht doch erzwängt.“

Sprachlos musterte ich ihn. Seine mehr als defekte Kleidung war wenig vertrauenswürdig, und willkürlich griff ich wieder zum Revolver.

„Was kann ich wohl gewollt haben?“ Einbrechen wollte ich, entgegnete er mit der größten Seelenruhe.

„Nun wird man Sie einstecken.“ „Meine Sorge!“ sagte er ruhig, wenigstens bekomme ich dann wieder etwas zu essen.“

„Und warum wollten Sie einbrechen?“ Finster sah er mich an. „Weil ich Hunger hatte“, sagte er schroff.

„Aber man hätte Sie doch leicht ertappen können; es ist ja bereits ganz hell draußen, und jeden Augenblick kommt jemand hier vorbei, es ist ja geradezu erstaunlich, daß man Ihr Einsteigen von draußen nicht bemerkt hat.“

„Das wäre mit ganz schnuppe gewesen. Wenn man seit drei Tagen so gut wie nichts gegessen hat, ist man zu allem fähig.“

Der arme Kerl dauerte mich jetzt wirklich. In seiner ganzen Haltung war so viel Ernst, so viel Verachtung aller Gefahren, daß er in meinen Augen einen Zug von Größe bekam.

„Wollen Sie etwas essen?“ fragte ich. „Erhaunt, fast ungläubig starrte er mich einen Augenblick an, dann antwortete er lächelnd: „Dann wäre wenigstens meine Mühe nicht ganz umsonst gewesen.“

Ich zwang mich, ernst zu bleiben, winkte ihm, mir in das Nebenzimmer zu folgen, und dort setzte ich ihm Brot, Butter und etwas kaltes Fleisch vor.

Mit einer wahren Gier aß er darauf los und kümmerliche sich nicht im geringsten um mich. Erst jetzt bemerkte ich, daß er ein intelligentes Gesicht hatte. Ich beobachtete ihn nun genauer.

Er war vielleicht dreiundzwanzig Jahre, hatte schmale, fast weiblich zarte Hände, und seine Art zu essen zeigte deutlich, daß er ehemals wohl in besseren Verhältnissen gelebt hatte. Sein Anzug war zwar sehr defekt, aber trotzdem ließ er doch erkennen,

daß er aus gutem Stoff und nach der vorletzten Mode war.

Dann goß ich ihm eine Flasche Bier ein. — Er trank und meinte lächelnd: „Man ist gut bei Ihnen, mein Herr.“

Auch ich mußte lächeln über seinen trockenen Witz. Aber gleich wieder war ich ernst und fragte: „Haben Sie denn keine Eltern oder Angehörige mehr?“

Er verneinte. Meinen Vater habe ich nie gekannt, und meine Mutter ist vor fünf Jahren gestorben. Verwandte, die ich habe, wollen mit mir nichts zu thun haben.“

„Aber warum arbeiten Sie denn nicht? Sie sind doch gesund und kräftig. Haben Sie denn kein Handwerk erlernt?“

„Nein, ich wollte zur Bühne gehen. Aber ich habe kein Talent. Seit meine Mutter tobt ist, bin ich verbummelt.“

„Aber was soll denn aus Ihnen werden? Sie sind noch so jung, Schämten Sie sich denn gar nicht, so zu verlottern?“

Grinsend sah er mich an und sagte: „Sie gehören wohl zu dem Vereine für Rettung Gefallener?“ Ich machte ein böses Gesicht und wollte ihm eben eine Zurechtweisung geben, als er sofort abbittend einlenkte: „Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Liebenswürdigkeit so schlecht löhne, aber ich kann mich nicht anders machen als ich bin.“

Sie brauchen ja nur Värm zu schlagen. Dann wäre ich eingestekt worden. Sie haben es nicht gethan. Gut, so sind Sie eben anders als die anderen. Aber wenn Sie nun Ihr Liebesverdienst krönen wollen, dann geben Sie mir noch ein Paar Groschen, und dann lassen Sie mich laufen.“

„Aber was soll denn aus Ihnen werden, Mensch, so verinken Sie ja ganz“, sagte ich entsetzt.

„Ich gehe schon nicht unter, darum trauern Sie keine Sorge zu haben. Ich befinde mich jetzt nur vorübergehend in so trostlosen Verhältnissen. Ich habe noch Geld. Ich spiele famos Billard, und bei den Rennen wette ich auch. Wie gesagt, ich gehe schon nicht unter.“

Nun, ich gab ihm also ein Paar Mark, schenkte ihm auch noch einen neuen Rod, und dann ließ ich ihn durch den Eingang zum Hinterhaus fortgehen.

„Nochmals besten Dank“, rief er, „und lassen Sie's sich gut geben. Vielleicht sehen wir uns mal bei einer beseren Gelegenheit wieder“, — dann ging er, stolz und aufrecht, als geböre ihm halb Indien.

Als ich auf meiner Chaiselongue lag und das ganze, doch gewiß höchst eigenartige Erlebnis durchdachte, kam mir immer wieder der Gedanke, daß es im Grunde schade sei um den Burschen, in dem doch gewiß irgend ein Talent stecke. Vielleicht fand ich ihn einmal wieder. Dann wollte ich ihm mal ernsthaft stellen, daß er wieder auf gute Wege käme.

Nun, ich traf ihn schon bald wieder. Aber wie!

Er lag im Thiergarten an einem Baum gelehnt, den rechten Fuß untergeschoben, so daß es auslief, als sei der Fuß invalid, denn eine Krücke lag auch dabei; über den Augen trug er eine große Brille mit dunkelblauen Gläsern, und neben ihm stand eine große Blechbüchse für die Almosen; fortwährend hat er kläglich: „Bitte, ein armer Mann.“

Da er noch meinen Rod trug, erkannte ich ihn sofort. Erstaunt trat ich heran und fragte, was ihm denn passiert sei.

Wieder verzog er grinsend den Mund wie ehemals, dann sah er sich spähend um, ob auch niemand ihn hören könnte, und sagte halb laut zu mir: „Das ist ja alles nur Nummwig, ich bin ja ganz gesund, aber es ist wirklich ein einträgliches Geschäft, die Leute fallen alle darauf hinein. Man muß eben sehen, wie man durch die Welt kommt.“

Ich schweig und ging weiter. Run war ich kurzt.

Ein Mustergatte. Da thut mir die Frau Schwiegermutter schon unrecht, wenn sie meint, ich kümmer mich nicht um das Wohlergehen meiner Frau. In der Früh, wenn ich d' Augen aufmach', wünsch' ich ihr „an' guten Morgen“, Mittags „an' guten Mittag“, und wenn's feilt, auch noch „an' guten Appetit“. Wenn sie nieft, sag' ich „heiß Gott“, trink' ich, so g'chieht's nur auf ihr Wohl, und wenn sie in's Bett geht, wünsch' ich ihr vom Herzen „a' recht gute Nacht“.... Mehr kann man doch net thun!

Ein älterer Sanitätsrath läßt zeitweise Studenten seines Korps an seinen Sprechstunden teilnehmen, selbstständig Diagnose stellen und ordinieren. Studiosus (der gemerkt hat, daß sein alter Korpsbruder mit Vorliebe das Biertrinken verbietet, zu einem hilfe-suchenden Baafisch): „Vor allem, mein Fräulein, empfehle ich Ihnen größtmögliche Zurückhaltung im Biertrinken. (Die Patientin fahet entrüstet auf.) Run, so schlimm ist es nicht gemeint — vier bis fünf Glas pro Tag dürfen Sie schon trinken!“

Zwei Maler besuchen die Kunstausstellung. „Du“, sagt der eine, „die Familie da drüben muß ich rathsch begreifen, ich habe die eine Tochter gemalt!“

„Wie“, sagte der andere, „da traust Du Dich noch hin!“

Nach dem Frühling.

Erzählung von Walter Treu.

Die armen Junggefallen! Wenn sie nicht schon früher die ganze Einfamkeit ihres inhaltslosen Daseins fühlen, dann geschieht es ganz ungewisshaft um die Zeit herum, von der emfindsame Seele sagen: es ist die Zeit, da der Frühling schwindet.

Kurt Neumann war nun dreißig Jahre, er hatte — wie man das so schön nennt — sein Leben genossen. Er war in der Wahl seiner Eltern recht vorsichtig gewesen, und so brauchte er sich keine Sorgen zu machen und konnte leben, wie es ihm gefiel. Aber wie das so geht — selbst ein sorgloses Dasein wird auf die Dauer zur Plage, wenn man die Strapazen des Vergnügens nicht durch die Wohlthat irgend einer ernsten Arbeit ausgleicht.

Kurt Neumann aber war nie ein Freund der Arbeit gewesen, er hatte stets nur Lust und Zeit, der Göttin Lustbarkeit zu opfern, — na, und so kam, was denn kommen mußte: eines Tages sah er voll Entsetzen in den Spiegel und machte die grauenvolle Entdeckung, daß sein Haupthaar sich zu lichten begann, daß sein schöner brauner Vollbart schon einige weisse Fäden aufzuweisen hatte, und daß die verträulichen Krähenfüße sich ganz bedenklich bemerkbar machten; als er alles dies konstataren mußte, ließ er den Segel sinken, machte ein melancholisches Gesicht und dachte: Die ersten Anzeichen, daß der Frühling weicht.

Und von jenem Tage an erkannte er dann die Debe seines inhaltslosen Daseins, — er fand die Vergnügungen seiner Clubgenossen fade und abgeschmackt; er fand das Essen in den Restaurants indifferent und auf die Dauer ungenießbar; er fand sein sonst so traumlich wirkendes Garcon-Logis öde und langweilig; er merkte, daß Würde und Diener ihn befahlen, — kurz und gut, er hatte jenen großen moralischen Katzenjammer, von dem eine geistvolle Frau einst behauptete, daß er der einzig höhere Weg zur Ehe sei.

„Ja, was soll denn aus mir werden?“ fragte er sich eines Tages und zog dann den Gedanken an eine Heirat ganz ernsthaft in Erwägung. Und so ließ er die Damen seiner Bekanntschaft im Geiste Revue passieren.

Aber trotzdem er eine ganz stattliche Reihe schöner, geistvoller und reicher Damen zu seinen Bekannten zählen durfte, war doch nicht eine einzige darunter, mit der er einen Bund für das Leben hätte schließen mögen.

Der gute Kurt war nämlich eine etwas romantisch angelegte Natur, und obgleich er ein Drittel seines Lebens im tollen Jubel und Trubel verbracht hatte, war er im Grunde seiner Seele der ideal angelegte Junge geblieben, der nun, nachdem die Wildheit ausgetobt hatte, wieder sich zurüchsehnte nach der Stille eines harmonisch schönen Lebens.

So sah er eines Tages zur Dämmerstunde im Schattelsuhl, sah träumend den blauen Rauchring seiner Cigarette nach und dachte an die glücklichste Zeit seiner Jugend, als er im ersten Erwachen seines Frühlings die ersten Liebesabenteuer erlebt hatte.

„... he! Das war ein Glück gewesen! Da hatte er des Daseins Wonne als ein reines ungetrübtes Glück empfunden! Da war es ihm noch möglich gewesen, sich in das erste beste Mädchen aus dem Volk zu verlieben, wenn sie nur ein reines Herz und ein treues Auge gehabt hätte! Ach, es war eine so herrliche, unergiebliche Zeit gewesen! Das ganze wilde Kraftgefühl der Jugend war noch da, so daß man meint, es gäbe in der ganzen Welt kein Hinderniß, das nicht überwunden werden könnte! Alles, alles hatte ihm gehört, denn die Kraft und Phantasie war so stark, daß er sich allem gewachsen fühlte!“

Und wie er so sah und seinen Träumen nachhing, kam ihm urplötzlich ein Mädchen in Erinnerung... Lucie hieß sie, hatte blonde Zöpfe, blaue Augen — ach, so liebe, treue Augen — und war ein so schlankes, zartes Wesen, daß er zuerst gar nicht wagen wollte, sie fest in seine Arme zu schließen, — und ein Schall war sie dabei, immer ein Lächeln auf den Lippen und immer ein leiteres Wort in Bereitschaft, — ein liebes, herziges Mädel, mit dem er Wochen des ungetrübten Glücks genossen hatte, des Glückes reiner, teurer Liebe, die so hoch und heilig über allem Irdischen dastehet, daß kein rothes Wort des Alltags sie entheiligen kann.

Ach, ein rechter Narr ist er gewesen, daß er sich dies Glück nicht gewahrt hat! Denn erst jetzt, nun er des Lebens Dede kennen gelernt, weiß er ja, wo das einzig wahre Glück zu finden ist.

Blöchtig aber springt er auf. Ein Entschluß durchdrückt seine müden Nerven, — nein! es ist noch nicht zu spät er weiß ja, wo sie ist, er wird sie auffuchen, und wenn sie noch frei ist, und wenn sie ihn nicht verachtet, dann wird er sie jetzt noch nehmen, dann wird er nun noch das Glück sich holen, das er damals in blinder Thorheit verlerzt hat!

Und nun ist er mit einem Male wie umgewandelt. Verschlungen die Müdigkeit, verfliegen die Bläsirtheit. Er richtet sich vor dem Spiegel auf, streicht den Schnurrbart hoch, läßt die ladelosen Zähne sehen und lächelt, voll großer Hoffnung, seinem Spiegel-

bilde zu: nur Mut, nur Vertrauen, noch ist es nicht zu spät!

Und dann, in fiebriger Eile, werden die Vorbereitungen zur Reise gemacht. Es kann ihm jetzt alles nicht schnell genug gehen, er hat immer das Gefühl, als könne ein anderer ihm zuvorkommen, als könne diese letzte Rettung ihm vielleicht doch noch geraubt werden, — schnell, nur schnell, bis er ihr erst wieder gegenüber steht.

Endlich, endlich sieht er im Zug, der ihn nach den Gefilden der Heimath bringen soll. Aber ach, obgleich es ein Schnellzug ist, es geht ihm doch viel, viel zu langsam vorwärts. Das Herz pocht ihm in jugendlicher Ungeduld, und die Gedanken eilen voraus, voraus zu ihr.

Es ist ihm, als habe er sie erst vor wenigen Tagen verlassen, so hell hell steht ihre ganze Erscheinung nun vor ihm, es ist ihm, als sei Zeit und Raum verwischt, als sei die ganze Zeit seines wilden Lebens nicht gewesen, so stark, so machtvoll wirkt die Erinnerung, die ihm das lichteumflote Bild der Geliebten vorführt.

Er preßt die Hände zusammen und erfleht vom Himmel dies Glück, dies letzte, große Glück, von dem er alles, alles erhofft.

Und endlich dann, nach einer qualvollen Stunde, hat er das Ziel seiner Reise erreicht.

Er fährt in das Hotel, macht Toilette, sehr, sehr sorgfältig, dann kauft er einen Strauß, Weiden natürlich, denn Weiden waren ja ihre Lieblingsblumen, und dann macht er sich auf den Weg zu ihr.

Seine Aufregung ist so groß, als wäre er ein Primaner und ginge zu seinem allerersten Rendezvous. Als er vor dem Hause ihrer Eltern steht, magt er nicht, gleich hineinzugehen, sondern geht erst einige Male darauf und ab, so daß er den Vorübergehenden schon auffällig wird, — endlich, dann fährt er sich ein Herz, drückt auf die Thürklinke und betritt den Flur des Hauses.

Tiefe Stille umfängt ihn. Alles ist noch so, wie es damals war, — der alte Schrank, die große Uhr, die schwere Truhe, sogar die alte Lampe hängt noch da, — als ob er es gestern erst verlassen hätte.

Blöchtig kommt jemand. Fast magt er kaum zu atmen. Jaghaft bleibt er stehen und wartet.

Eine dicke Frauensperson kommt; sie ist nachlässig gekleidet, ein fettiger Morgenrock umschließt die üppige Gestalt; auf dem unordentlichen Haar thront eine ehemals weiß gewesene Haube. Erstaunt sieht die Frau den Fremden an. Endlich sagt sie mit beiserer Stimme: „Sie wollen wohl zum Herrn, — bitte, die erste Thür rechts.“

Nun rafft Kurt sich auf und sagt mit leisem Erzittern: „Verzeihung, ich möchte gern Fräulein Lucie sprechen.“ „Fräulein Lucie?“ Erstaunt sieht die Frau den Fremden an.

Und Kurt nickt: „Ja wohl, Fräulein Lucie Müller.“

Blöchtig läßt die Frau laut schallend auf und ruft mit harter Stimme: „Ach, Sie sind ja der Herr Neumann, na, wie hat' ich, weiß Gott, nicht wieder erkannt!“

Und dem armen Kurt ist es, als ob plötzlich alles um ihn her verfinstere, als ob er allein, mutterseelenallein dastände.

„Na, dann treten Sie nur näher, Herr Neumann; aus dem Fräulein ist ne Frau geworden, und auch an mir ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen, wie Sie wohl sehen.“

Langsam, fast mechanisch, tritt Kurt in das Zimmer. Er kommt sich

plöchtig vor, als sei er eine Figur, die im Rahmen dieses Zimmers einen ungläublich komischen Eindruck machen muß.

Und nun sitzen sie sich gegenüber, diese beiden Menschen, aus denen das Leben so verschiedene Geschöpfe gemacht hat, und nun sprechen sie von den gleichgültigsten Sachen, und keiner magt es, an die Vergangenheit zu rühren.

Endlich, nach qualvollen zehn Minuten erhebt er sich; er gibt vor, in der Stadt noch ein paar Geschäfte zu haben, und deshalb empfiehlt er sich jezt.

Langsam, wie träumend, geht er, geht zurück ins Hotel, packt seine Sachen, fährt zur Bahn, steigt in den Zug und fährt ab, und dann erst, dann, als er den Fluren der kleinen Stadt fern und entrückt ist, dann erst weicht diese Lethargie von ihm.

Und jezt, je mehr er der Hauptstadt näher kommt, jezt überfällt ihn eine neue eigenartige Stimmung, ein mildes Lächeln der Resignation umspielt seinen Mund, und ganz still und zufrieden denkt er jezt: es ist vielleicht ganz gut, daß sie nicht dein Weib geworden ist.

Dann fuhr er in den Bahnhof der Hauptstadt ein, und hier umtrauete ihn vielstündiges Leben und Treiben, das seine sentimentalischen Annäherungen vergessen machte.

Hoher Preis für ein Ei. In den Auktionsräumen von J. C. Stevens, Coventgarden, London, wurde vor einigen Tagen ein Ei des ausgestorbenen großen Alts versteigert, das die hübsche Summe von 262 Pfund Sterling brachte.

Der glückliche Besitzer war sich lange Zeit nicht darüber klar gewesen, welchen Schatz er in dem Ei besaß, denn er hatte es als ein Pinguin-Ei angesehen und werthlos beiseite gelegt. Erst als er auf einer Londoner Auktion ein veritables Alt-Ei sah, kam ihm zum Bewußtsein daß auch er ein solches besaß, und so machte er es zu Geld.

Als es zur Versteigerung gelangte, wurden anfangs 160 Guineas geboten, welche Summe bald bis auf 230 Pfund Sterling hinaufflog. Endlich, mit 250 Guineas wurde es einem Herrn Ambrecht zugeschlagen, der es seiner Privatammlung einbehalten wird.

Der große Alt oder Pinguinentaucher verdammt seine Ausrottung seiner eigenen unbegrenzten Dummheit, denn nicht allein blieb er ruhig sitzen, wenn die Seeleute kamen, um ihm den Schädel einzuschlagen, sondern er ließ sich sogar zu Hunderten von den Matrosen ans Schiff treiben und watschelte dumm über Bretter, die zum Schiffverderb nach dem Lande gelegt worden waren.

Diese stupiden Thiere haben uns nicht mehr als 70 Eier, etwa 80 Häute und ein paar Knochen hinterlassen. Der letzte lebende Alt wurde vor etwa dreißig Jahren an der Küste Islands getödtet. Von den Eiern gelangten in den letzten Jahren etwa zwanzig zum Verkauf und erzielten einen Durchschnittspreis von 200 Guineas. Der höchste Preis für ein Alti wurde 1894 bezahlt und betrug 300 Guineas.

Die weibliche Sittenpolizei in Finnland. In Finnland hat man seit einigen Jahren begonnen, die Frauen mehr und mehr im Dienste der öffentlichen Sittenpolizei zu verwenden. Die beiden ersten Frauen in diesem Bereiche wurden in Helsingfors im Jahre 1907 angestellt. 1909 wurden vier weitere

Frauen in Abo und zwei in Wiborg angestellt, und dieses Jahr sind bereits wieder zwei Frauen in Tammerfors als Mitglieder der Sittenpolizei verpflichtet worden. Diese weiblichen Polizeibeamten werden ebenso hoch bezahlt, wie ihre männlichen Kollegen, ja, die eine dieser Damen in Helsingfors bezieht sogar aus besondern Gründen noch ein etwas höheres Gehalt. Die weiblichen Polizisten patrouillieren nicht auf der Straße, und es gehört nicht zu ihren Aufgaben, Frauen, die ein Verbrechen begangen haben, anzuhalten. Ihre Pflichten liegen auf anderer Seite. Sie besetzen darin, unglücklichen Frauen zu helfen, sich über ihre Verhältnisse zu unterrichten und den Versuch zu machen, sie auf den rechten Weg zu leiten. Besondere Aufmerksamkeit wenden sie den jungen Mädchen zu, die sie auf alle Weise von ausschweifendem Leben zurückzuhalten oder zurückzubringen und wieder an Arbeit und Heim zu fesseln sich bemühen. Ferner nehmen sie sich verkommener alter Frauen an, die sie in Hospitalen oder öffentlichen Anstalten unterzubringen suchen, und überweisen vernachlässigte Kinder, die sie aus ihrem Heim entfernten, an Pfllegeeltern, Kinderportier usw. Eine besonders wichtige Aufgabe der weiblichen Polizisten ist die Achtung auf die jungen Mädchen, die ohne festen Erwerb und ohne sichere Aussichten vom Lande in die Stadt kommen und hier dringend vor Abwegen gehütet werden müssen. Der Polizeimeister in Helsingfors ist von der Wirksamkeit der weiblichen Sittenpolizisten sehr befriedigt, und es ist wahrscheinlich, daß in nicht gar langer Frist die Polizei aller größeren finnischen Städte über weibliche Beamte verfügen wird. Es scheint uns, daß diese Maßregel auch für unsere Verhältnisse wohl in Erwägung zu ziehen wäre.

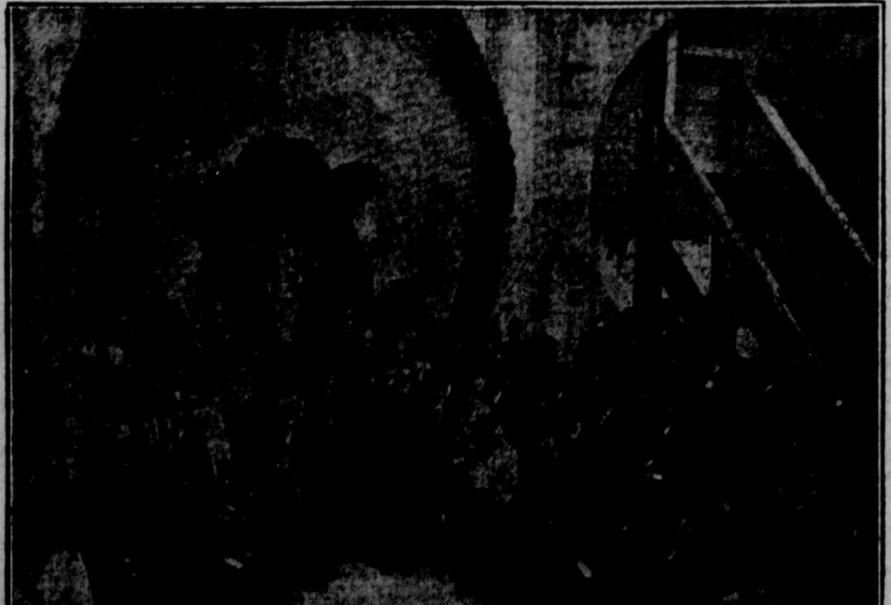
Englischer Königssohn als Volksschüler. Der siebenjährige Prinz Henry, dritter Sohn König Georgs V. von England, hat seine Lernzeit in einer regulären Tagesschule begonnen. Seit Anfang Februar weilt der Prinz in dem englischen Küstenort Broadstairs, wo sich seine etwas schwächliche Gesundheit festigen sollte. Dort besucht er nun die St. Peters Court-Schule, unter deren Schülern er bereits viele Freunde gewonnen hat. Jeden Morgen wandert Prinz Henry den ziemlich weiten Weg zu Fuß, verzeht wie die andern Knaben sein Frühstück im Schulhof und kehrt erst am Nachmittag in sein gegenwärtiges Heim, York Gate House zurück. Auch an den sportlichen und gymnastischen Übungen nimmt der kleine Königssohn fleißig teil.

Die Großmutter. Die Enkeltochter hat sich verlobt, und Großmutter fällt die Aufgabe zu, einen weniger glücklichen Bewerber und Hausfreund mit dieser Thatsache vertraut zu machen.

„Ich schicke mich todt, wahrhaftig, ich schicke mich todt!“ erklärt er ihr in düsterer Entschlossenheit.

„Sufkan“, sagt sie außer sich, „wenn Du das thust, darfst Du uns nicht wieder ins Haus kommen.“

Ein zärtlicher Ehegatte. „Männchen, heute sind wir genau vier Wochen verheiratet!“ „So, Liebchen? Na, das müssen wir feiern!... Weißt Du — ich gehe in den Club heute Abend und laß' mich um Dich beneiden!“



Feierlich leit nach der Sprengung der letzte Schicht. Der neue Tunnel unter der Elbe bei St. Pauli in Hamburg. Vom Durchstich des Tunnels. wurde. Das große Werk dieses Tunnelbaus, das im nächsten Jahre vollendet sein wird, hat einen Kostenaufwand von elf Millionen erfordert und wird nach seiner Fertigstellung eine der Sehenswürdigkeiten des Hamburgs Hafens bilden. Zwei von einem Kuppelbau überwölbte Eingangschächte, in deren jedem je sechs große Aufzüge Personen und Wagen hinauf und hinab befördern werden, führen bei den Landungs-